

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

11)

Roman von Max Kreger.

Als dann die Freunde die Düsternbrooker Allee wieder entlang schritten, zurück zur Stadt, die weite Bucht vor Augen, deren trübselige, grünlichgelbe Luft ein grauer Kriegskoloß durchschnitt, lachte Lorenzen im Uebermut des Schläuen, der den guten Gang schon wittert. „Siehst Du, Hermann, so muß man's machen, um weiter zu kommen“, sagte er im Gefühl des Größeren von beiden. „Was knurrst Du immer dazwischen! Beinahe wär's schief gegangen. Man muß die Menschen nehmen, so an ihren Schwächen. Laß ihn doch, wenn's ihm Spaß macht. Weißt Du, so ein alter Delgöge, der noch jung tut, ist fürchtbar echt.“

Und er war aufgeräumt wie nie in seinem Leben und lockte Kempen in eine Hafenkneipe hinein, wo es gutes Pilsener gab. Denn so ein Ereignis mußte gehörig begossen werden, ohne Rücksicht auf den Kassenbestand. Kempen sträubte sich diesmal nicht und unterwarf sich dem Glückspeter, dessen Beredsamkeit ihn heute wirklich mit Bewunderung erfüllt hatte.

Schon am anderen Tage fuhren sie nach Berlin zurück und machten sich auf ihrer Bude sofort an die Arbeit. Vier Wochen lang kneteten sie allerlei Tonkizzen zusammen; dann packten sie ein halbes Duzend Gipsabgüsse davon in eine Kiste und machten aufs neue den Weg nach Kiel, wo Kempen sich diesmal hübsch im Hintergrund hielt. Aus Geschäftsrücksichten wollte er aber doch in der Nähe bleiben, denn er witterte sofort die Anzahlung, deren vierten Teil Lorenzen, wenn er ohne Aussicht gewesen wäre, sicher ohne Anstand verbubelt hätte.

Alles machte sich auch vortrefflich: Mensdahl bestellte die ausgewählten Gruppen, verpflichtete sich, in Monatsraten zu zahlen und schoß die erste gleich vor.

Eigentlich hatte sie ja Lorenzen nur bekommen, aber es erschien ihnen ganz selbstverständlich, daß wie gewöhnlich vier Hände zu zweien wurden.

Im September bezogen sie ihr Atelier, einen einfachen, aber ziemlich großen Fachwerkbau, der nicht weit von ihrer Wohnung in einem verwilderten Garten lag, zu dem man durch eine Seiteneinfahrt, an einem Stallgebäude vorbei, gelangte. Vorn stand ein Mietspalast, dessen Besitzer, ein Arzt, sich mit dem Vorgärtchen begnügte. Sein Bruder, ein Jungeselle und Bildhauer der älteren Schule, hatte viele Jahre hindurch in dem alten Kasten hinten gewirtschaftet, bis er vor einigen Monaten vorn im zweiten Stockwerk gestorben war. Endlich hatte man sich wieder zum Vermieten der Werkstatt entschlossen, die eigentlich nur noch Klamotten enthielt; denn alles einigermaßen Wertvolle und Entbehrliche war entweder an die Familie übergegangen oder verkauft worden.

„Und es ward müßig und leer, nur der fehlende Geist des Toten schwebte über den roten Fliesen,“ wühlte Lorenzen, als er mitten in dem einstöckigen Raum stand und mit dem neuen Regenschirm, den er sich zugelegt hatte, in den Scherben eines gipsernen Römerhelms stocherte.

Aber es wurde bald anders, denn auch Kempen sah ein, daß man verschiedene Taler opfern müsse, um dem Gönner auch nach außen hin alle Ehre zu erweisen. Zwei Tage lang liefen sie in Berlin nach alten Möbelstücken umher, um die Kempen wie ein holländischer Kunstjude feilschte, bis er glücklich das Nötige zusammengebracht hatte: Ruhebett, Tisch, altdeutsche Schemel und Stühle mit Bretterlehn, darunter auch einen Lutherstuhl, auf dem „das große Tier“ Platz nehmen sollte, wenn es zur Besichtigung käme. Das Atelier hatte einen kleinen Anbau, eine Art Nebentwerkstatt mit einem besonderen Eingang, die man wohnlich zu einer Stube einrichtete. Von einem der fliegenden Händler, die von Atelier zu Atelier gingen, erwarb man ausgebleichte Seidenreste und Teppichsephen, die Diele und Wände zieren mußten.

In einer großen Kiste entdeckte man unter Lumpen noch brauchbare Abgüsse klassischer Gliedteile, die von dem früheren Inhaber stammten. Man übernahm sie für wenige Groschen und hängte sie auf. Auch sonst fand sich noch alter Krempel

in einer Bretterbude draußen im Garten vor: Eisengerüste, eine leidlich erhaltene Gliedergruppe, eine große fahrbare Drehscheibe und ein paar Reliefs. Sie fragten erst nicht viel, holten sich die Dinge herein und trösteten sich damit, daß immer noch Zeit sei, darüber zu verhandeln, wenn der Wirt zuerst das Wort ergreifen würde.

Lorenzen hatte sich ein braunes Samtjackett und einen neuen Havelock zugelegt. Um beides gründlich den Deuten zu zeigen, ging er eine ganze Nacht durch, wozu Kempen diesmal ein Auge zudrücken mußte, denn er kam bald dahinter, daß Lorenzen beim Einkauf der Sachen gehörig abgehandelt hatte.

Aufs neue kaspelten sie sich wochenlang ein und mieden jeden Verkehr. Ihr Zimmer hatten sie beibehalten, Frau Lemke aber davon verständigt, daß, falls die alten Freunde nach ihnen fragen sollten, sie die Auskunft gäbe, ihre Mieter seien noch immer verreist. Es war die alte Arbeitsteilung, in der sie sich mit gewohnter Neidlosigkeit fanden, dabei still ihre eigenen Pläne brütend, denen trotz aller Gemeinsamkeit jeder im eigenen Interesse allein nachging; denn das fühlten sie beide mit unabänderlicher Gewalt: daß ihr Kunstweg sich unaufhörlich trennte, wenn auch ihre Lebensbahn sie Seite an Seite in aufrichtiger Treue weiterführte.

Während Lorenzen seine „Leda mit dem Schwan“ im Kleinen aufbaute, wobei er sich nach berühmten Mustern richtete, inetete Kempen den grotesken Faun der zweiten Gruppe zusammen, der mit gekreuzten Hocksbeinen im Grase sitzt und mit kräftigen Fäusten die Nymphe zu sich herabzuziehen versucht. Der Kerl lag ihm, denn er konnte seinen ganzen eigenen Hohn über das Weibswolk in ihn hineinlegen. Er hatte auch dazu einen einbeinigen, zackenbärtigen Blumenverkäufer aufgegebelt, der am Zoologischen Garten alle Vorübergehenden anschwätzte, aber immer noch den Bierengel herausstrich, und auf dessen Galgenesicht Verschämtheit und Laster in wilder Strichmanier eingetragen waren. Zufälligerweise hatte er Glogaugen, und das erschien Kempen wie ein guter Witz, den er gegen Mensdahl anbringen könne, sozusagen als eine kleine Verjüngungsblickung des ewigen Herzensbedürfnisses des würdigen Herrn.

Auch Lorenzen hatte ein bekanntes Modell gefunden, das zwar nicht ganz seiner Auffassung entsprach, mit dem er sich aber schließlich begnügte. Zuerst hatte er an Klara Munk gedacht, die sich jedenfalls entwickelt haben mußte, die sie aber nach Vollendung der Büste nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten mit der Zufälligkeit des Weltstadtreibens, die Menschen in kurzer Zeit ungerufen zusammenführt, um sie dann wieder nach demselben geheimen Gesetze auf unbestimmte Dauer auseinander zu bringen.

Die Tage wurden kürzer, manchmal blieben sie sonnenlos bei andauerndem Regenwetter; und so mußten die Freunde die Stunden gehörig ausnutzen. Sie gönnten sich kaum die Mittagsrast in einer nahen bescheidenen Kneipe. Als dann die Zeit der frühen Abenddämmerung kam, arbeiteten sie flott durch und aßen erst so spät, daß sie sich das Nachtmahl schenken konnten. Kempen hielt in dieser Beziehung viel aus; Lorenzen jedoch, der einen langen Magen besaß und gern schleckte, legte bald Modellierholz und Schlinge fort, sobald er Hunger hatte. Entweder fütterte er Obst, oder er suchte sich sonst etwas Eßbares zusammen, was meist vom Frühstück übrig geblieben oder schon zum Nachmittagskaffee bestimmt war, den man sich auf einem Petroleumkocher selbst bereitete.

Hatte man weibliches Modell, dann besorgte dieses die Kaffeewirtschaft, wobei es lustige Maudereien gab. Grete Schlemmer war ein richtiges Berliner Kind mit einem schnoddrigen Mundwerk, aus dem manchmal die schönsten Nüdigkeiten strömten. Ihr durchsichtig-blasses Dirnengesicht mit den großen, matten Augen hatte keine besonderen Reize, aber ihr wohlhaltener, schmiegsamer Mädchenkörper, an dem nichts zu kurz und zu lang erschien, lockte die Künstler, namentlich die Maser, die in ihrer Haut leise gelönten Mabhaster sahen. Kempen konnte sie nicht leiden, was sie dadurch bewies, indem sie ihn links liegen ließ und sich jeden Scherz verbat, der etwas deutlich wurde. Der Mann allein war für sie nur Lorenzen, mit dem sie lachte, schäuferte, dem sie auch

kleine Verbe Freiheiten gestattete, wie sie das Modellstehen mit sich bringt. Zu ihm nur kramte sie ihre ganze Weisheit aus, ihren reichen Vorkastisch, der sich aber nie um das Leben im sogenannten Bau drehte, denn stets vermieden es diese Mädchen, aus der Schule zu plaudern, weil sie wußten, daß das übel angebracht war. Denn wer die Geheimnisse hineintrug, trug sie auch wieder hinaus.

Einmal hatte Kempfen auf ihre nackte Schulter getippt, um dem Freunde etwas Besonderes anzudeuten. Sofort bekam er einen Schlag auf die Hand, indem sie zwischen Ernst und Scherz sagte: Lassen Sie das, bleiben Sie doch in Ihrer Bude bei Ihrem Kanonier.“ Damit meinte sie den Einbeinigen, der, trotzdem er niemals Soldat gewesen war, eine alte Artilleristenmütze trug, um sich bei seinem Straßenhandel den Anschein eines Militärinvaliden zu geben. Da die Modellstunden der beiden manchmal zusammenfielen, sie aber vorgab, den Anblick dieses Krüppels nicht ertragen zu können, so hatte man vom großen Atelierfenster aus in die Tiefe des Raumes hinein bis zur Manneshöhe eine Leinwand gezogen und so zwei getrennte Arbeitsstellen geschaffen, die aber vorn und hinten zusammenhingen. Das war nicht nur aus Rücksicht auf die gemachte Empfindlichkeit der Schlemmer geschieden, sondern auch aus Gründen des besseren Schaffens; denn sicher wäre die Aufmerksamkeit der beiden abgelenkt worden. Der Stelzfuß hätte jedenfalls am meisten Veranlassung dazu gegeben; denn seine Gier, einmal hinter den Vorhang zu blicken, um das lebende Bild dort zu erfassen, prägte sich stets deutlich in seinen verwitterten Zügen aus, so daß Kempfen sich darüber vergnügte und seine Studien daran machte. Manchmal wurde das Atelier rein zum Theater. Wenn Grete bei Stimmung war und in ihrem gewöhnlichen Tonfall Schnurren erzählte, die manchmal sehr witzig-gepfeffert waren, wieherte der Kanonier vor Freude und ließ sich zu den Beifallsworten hinreißen: „Det is jut, so war't richtig.“ Trotz seines Alters zeigte er noch wohlerhaltene Sauer, die ihm beim Grinsen etwas Tierisches gaben. Kempfen hatte seinen Kopf nebenbei in natürlicher Größe angeworfen, um all die lebendigen Eindrücke festzuhalten.

Einmal, während einer Vormittagsitzung, löste sich die Leinwand an dem vorderen Ständer und fiel herab, so daß beide Modelle sich in ihrem augenblicklichen Zustand sehen konnten. Grete-Leda schrie auf, der Krüppel jedoch, der mit entblößter Brust dasaß, ein altes Brottseil über den Weinen, reckte den braunen, dünnen Hals und warf einen verlangenden Blick zu ihr hinüber, der Kempfen wie der Ausdruck höchster faunischer Gelüste erschien. „Ruhig, ganz genau so sitzen bleiben!“ donnerte er ihm zu, und ohne Rücksicht auf die zitternde Schlemmer, die durch Lorenzen beruhigt wurde, hielt er fest, was er sah. Sein Modellierholz arbeitete, die Fingerspitzen vergruben sich im weichen Ton, schufen neue Büden, schmierten alte weg und gaben Mund- und Augenspiel ungeahntes Leben. Wahnsinniger Eifer wuchs in ihm, und als die Empfindliche sich in ihr Schicksal ergeben hatte und nur noch lachte über das drollige Aussehen des Stelzfußes, dann aber still wurde durch das gehobene Gefühl, einen wichtigen Vorgang sich abspielen zu sehen, war nach einer Stunde ein kleines Meisterwerk entstanden, geboren durch den Zufall, lebendig erhalten durch die Kraft des wahren Künstlers.

Lorenzen war so hingerissen davon, daß er schon am anderen Tage seine erst halb fertige Leda zudeckte, sie angehängt stehen ließ und sich an die Nymphe machte, weil er dieser Gruppe einen größeren Eindruck zumah. Er tat das um so lieber, weil ihm der Kopf der anderen Figur Sorge bereitete. Aus diesem Kaffeehausgesicht konnte er selbst im Kleinen nichts machen, soviel Mühe er sich auch gab; stets blieb er am Gemeinen hängen, aus dieser platten Sinnlichkeit, aus der nur der Zug in die Tiefe sprach. Zur Nymphe paßte sie eher, namentlich wenn sie lachte und ihr Augenspiel trieb, womit sie so gern die Männer fing. Zwar wollte sie zuerst nicht heran, denn sie scheute die Verührung mit dem Stelzbein, bei dem sie Stellung zu nehmen hatte; dann aber, als man ihr versprach, sich bald ohne den Kanonier behelfen zu wollen, gab sie nach und stand die ersten Tage Gruppe. Als sie dann eines Vormittags die Gliederpuppe auf dem Modelltritt vorfand und ihr Lorenzen den zapfligen Lederarm um den niedergebeugten Nacken legte, warf sie die Lippen auf und muckte. Es fehlte ihr nun etwas: die verliebten Glogaugen des Halbtieres, seine winselnde Unterwürfigkeit, die fast an possierliche Zartheit grenzte, und der kleine, nach Rasse duftende Blumenstrauß, den er jeden Morgen aus schmutzigem

Zeitungspapier wickelte und ihr mit einem plumpen Büchling überreichte.

Als Kempfen sie so maulen und träge dastehen sah, wie sie mit noch verschlafenem Gesicht unzufrieden den Blick um sich kreisen ließ und mit einem widerwärtigen „äh“ der Gliederpuppe einen Stoß gab, erriet er ihre Stimmung und quetschte zwischen den Zähnen hervor: „Ja, mein Kind, nun ist er Dir untreu geworden, der halbe Mann, den Du erst so eifrig fandest; aber er kommt wieder, warte man.“

Mit einem verächtlichen Zucken ihrer runden Schultern erwiderte sie: „Besserbein halber Mann als gar keiner.“ Dann blinzelte sie verliebt Lorenzen an, der unwillkürlich lachte und mit einem vergnügten: „Germann, da hast Du's!“ den letzten nassen Lappen von dem Tonmodell nahm.

Langsam stieg die Röte in Kempfens Gesicht, und während er alles unterdrückte, was in solchen Augenblicken in ihm vorging, fühlte er mächtig das Verlangen nach einer Kraftprobe, die er so oft scherzhaft bewies. Er nahm sie mit einem kühnen Griff seiner beiden Arme, hob sie hoch in die Luft, drehte sie dort wie eine Scheibe, so daß sie zappelte und aufkreischte, und stellte sie dann wieder sanft auf ihren alten Fleck, wobei er hervorrief: „So, mein Kind, das kann ein halber Kerl doch nicht.“

Lorenzen ließ sein berühmtes Lachen los, das manchmal durch das Atelier dröhnte. Sie aber verkniff sich ihre Wut und sagte mit saurer Miene, während sie sich die roten Stellen ihrer Haut rieb: „Grober Mensch, Sie! Wenn Sie glauben, damit eine von uns zu erobern — noch lange nicht!“ Ohne weiter ein Wort zu finden, lief sie hinter die spanische Wand, in deren Nähe der eiserne Ofen glühte. Und von dort aus zeterte sie los und stellte ihre Bedingungen. Sie würde nicht eher wieder stehen, bis man die Leinwand aufs neue gezogen habe und jeder der beiden Herren in seinem Raum arbeite.

Lorenzen, der sie kannte, machte sich sofort daran, ihren Wunsch zu erfüllen. Kempfen jedoch, der frühstücken wollte, wusch sich hinter der grünen Gardine die Hände, diesmal mit dem Gedanken an zwiefache Reinigung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Lebende und Sterbende.

Von Leo N. Tolstoi. Uebersetzt von Adolf Heß

Ich sitze bei der Arbeit; leise kommt Elias, der mich offenbar nicht stören will, und sagt, draußen warteten Wanderer und ein Weib.

„Gib ihnen zu essen und den Bechpfennig.“

„Das Weib hat ein Anliegen.“

Ich bitte, noch etwas zu warten, und setze meine Arbeit fort. Dann gehe ich hinaus. Die Wittstellerin habe ich ganz vergessen. Um die Ecke kommt ein junges, mageres, sehr blaßes Weib mit langem Gesicht; eine Bäuerin, die bei dem kalten Wetter dürstig gekleidet ist.

„Nun, was wünschen Sie?“

„Ew Gnaden! . . .“

„Was ist denn?“

„Ew Gnaden! . . .“

„Ja, was denn?“

„Sie haben ihn ungeschicklich genommen. Bin mit drei Kindern allein.“

„Wen? Wohin genommen?“

„Keinen Mann, nach Krapitwno.“

„Wohin? Beshalb?“

„Ausgehoben; aber ungeschicklich, weil er der einzige Ernährer ist. Wir können ohne ihn nicht leben! Seien Sie unser Vater!“

„Wieso? Ist er allein?“

„Ganz allein.“

„Wie hat man ihn denn da ausheben können?“

„Wer kennt die Leute! Ich bin mit den Kindern allein. Was soll ich anfangen? Kann nur noch sterben. Aber die Kinder tun mir leid. Die einzige Hoffnung ist auf Ew. Gnaden, weil eine Ungeschicklichkeit vorliegt.“

Ich schreibe mir das Dorf, den Namen, Vor- und Zunamen auf, sage, daß ich mich erkundigen will und Bescheid geben.

„Helfen Sie uns wenigstens etwas! Die Kinder wollen essen, und wir haben, bei Gott, kein Stück Brot. Am schlimmsten ist das Brustkind daran. Habe keine Milch in der Brust. Wenn Gott es zu sich nehmen möchte!“

„Haben Sie keine Kuh?“ frage ich.

„Wir eine Kuh?! Sterben alle vor Hunger!“

Sie weint und zittert in ihrem zerrissenen dünnen Jäckel. Ich verabschiede mich und will meinen gewohnten Spaziergang machen. Es zeigt sich, daß der Arzt, der bei uns wohnt, bei einem

Kranken in demselben Dorf zu tun hat, aus welchem die Soldatenfrau stammt, und auch in dem, wo sich die Gemeindeverwaltung befindet. Ich schließe mich dem Arzt an; wir fahren zusammen.

Ich fahre beim Amt vor. Der Arzt geht im Dorf seiner Tätigkeit nach.

Der Gemeindevorsteher ist nicht anwesend. Der Schreiber auch nicht; nur der Schreibergehilfe, ein junger, verständiger Bursche, den ich kenne. Ich frage nach dem Mann der Bäuerin. Warum er als einziger Ernährer ausgehoben sei. Der Gehilfe steht nach und sagt, der Mann sei nicht allein, es wären zwei Brüder da.

„Wie hat sie mir sagen können, er sei allein?“

„Sie lügt. Das tun sie alle,“ sagt er lächelnd.

Ich erkundige mich auf dem Amt nach verschiedenen notwendigen Dingen. Nachdem sein Krankenbesuch erledigt ist, kommt der Arzt und wir fahren zusammen in das Dorf, in dem die Soldatenfrau wohnt. Aber schon bevor wir unser Dorf verlassen haben, kommt uns schnell ein zwölfjähriges Mädchen entgegen.

„Die will sicher zu Ihnen,“ sage ich zum Doktor.

„Nein, ich will zu Ew. Gnaden,“ wendet sich das Mädchen an mich.

„Was willst Du denn?“

„Mutter ist tot, und nun sind wir Waisenkinder. Alle fünf, . . . Helfen Sie uns und denken an unsere Not.“

„Woher kommst Du denn?“

Das Mädchen deutet auf ein ziemlich stattliches Backsteinhaus. „Ich bin von hier. Das ist unser Haus. Kommen Sie und sehen selbst.“

Ich steige aus dem Schlitten und gehe auf das Haus zu. Aus dem Hause kommt ein Weib und bittet mich, einzutreten. Dieses Weib ist die Tante der Waisen. Ich trete ein. Ein sauberes, geräumiges Zimmer. Alle Kinder sind zugegen. Vier, außer dem ältesten; zwei Knaben, ein Mädchen und das jüngste, wieder ein Knabe von zwei Jahren. Die Tante erzählt ausführlich die Geschichte der Familie. Vor zwei Jahren wurde der Vater in einem Bergwerk verschüttet. Man sprach von einer Entschädigung der Familie, aber es wurde nichts daraus. Die Witwe blieb mit ihren vier Kindern sitzen; das fünfte wurde nachgeboren. Man schlug sich durch, so gut es ging. Die Frau arbeitete als Tagelöhnerin. Aber ohne Mann kam die Familie immer mehr zurück; er wurde die Kuh geschlachtet und verzehnt, dann das Pferd; blieben nur noch zwei Schafe. — Man half sich, so gut es ging, aber vor einem Monat erkrankte die Mutter und starb. Jetzt waren die fünf Kinder allein, das älteste zwölf Jahre alt. Seht zu, wie Ihr Euch helft! „Ich tue, was ich kann,“ sagt die Tante, „aber meine Kräfte sind beschränkt. Was soll nur aus den Kindern werden! Mir steht oft der Verstand still. Wenn sie nur stürben! Oder im Waisenhaus Aufnahme fänden; wenigstens einigel!“

Das älteste Mädchen horcht aufmerksam auf unsere Unterhaltung; sie versteht offenbar alles. „Wenn wir nur den kleinen Nikolas unterbringen könnten; mit dem wissen wir gar nirgends hin,“ deutet die Tante auf den zweijährigen Burschen, der seiner Schwester munter zulächelt und mit dem Wunsch der Tante offenbar nicht einverstanden ist.

Ich verspreche, mich darum zu bemühen, daß eins von den Kindern ins Waisenhaus kommt. Das älteste Mädchen dankt und fragt, wann sie Bescheid holen könne. Alle Kinder, selbst der kleine Nikolas, verfolgen mich mit den Augen wie ein Hundstier.

Als ich aus dem Hause trete und noch nicht bis zum Schlitten gelangt bin, begegnet mir ein alter Mann. Er begrüßt mich und beginnt sofort von den Waisen.

„Ein Jammer, die Kinder anzusehen!“ sagt er. „Und wie das älteste Mädchen sich abmüht! Wie eine Mutter! Woher sie das nur kann! Gut, daß die Menschen sie nicht im Stich lassen, sonst müßten die kleinen Wärmer verhungern. Solchen Wesen kann man schon helfen,“ sagt er, mir das offenbar anratend. Ich verabschiede mich von dem Greise, von der Tante und dem kleinen Mädchen und fahre mit dem Arzt in das Dorf der Soldatenfrau von heute morgen.

Auf dem ersten Hof erkundige ich mich, wo die Frau wohnt. Es stellt sich heraus, daß diesen Hof eine mir gut bekannte Witwe bewohnt, die von sehr hartnäckig und nachdrücklich geforderten Almosen lebt. Wie gewöhnlich, bittet sie sofort um Unterstützung. Sie brauche diese gegenwärtig besonders dringend, um ein Kalb aufzufüttern. „Sonst frißt es mich mitsamt der Alten auf. Kommen Sie und sehen selbst.“

„Was macht denn die Alte?“

„Was wird sie machen? Quält sich.“

Ich verspreche ihr, nicht nur die Alte, sondern auch das Kalb anzusehen, und frage wieder nach dem Hause der Soldatenfrau. Die Witwe deutet über den Raum auf die Hütte und versäumt nicht, hinzuzufügen, daß „sie schrecklich arm“ sei. „Der Schwager trinkt nämlich fürchterlich.“

Ich gehe über den Hof auf das Haus zu. Wie kläglich die Wohnungen der Armen in russischen Dörfern auch sind — ein so verfallenes Haus wie das der Soldatenfrau habe ich lange nicht gesehen. Nicht nur das ganze Dach, sondern auch die Wände haben sich geworfen, so daß die Fenster schief sind.

Das Innere entspricht dem Aeußeren. Eine elende Hütte mit einem Ofen, der ein Drittel des Raumes einnimmt, schwarz, schmutzig und zu meinem Erstaunen voller Leute. Ich glaubte, nur die Soldatenfrau mit ihren Kindern zu finden, aber hier ist auch die Schwägerin mit ihren Kindern und die alte Schwieger-

mutter. Die Soldatenfrau selbst ist erst vor kurzem von mir zurückgekehrt und wärmt sich, durchgefroren, auf dem Ofen. Was sie heruntergellektert, erzählt mir die Schwiegermutter von ihrem Leben. Ihre Söhne, die beiden Brüder, haben anfangs zusammen gewohnt und beide Familien ernährt. „Aber wer wohnt heute noch mit anderen zusammen! Alles trennt sich,“ sagt die redselige Schwiegermutter. „Die Frauen haben sich gezankt, die Brüder sich getrennt und so ist das Leben noch schmerzlicher geworden. Land ist wenig da. Was sie verdienten, haben sie aufgegeben. Und nun ist der Peter ausgehoben worden. Was soll „sie“ jetzt mit den Kindern anfangen? Wir können doch nicht alle ernähren? Man mag gar nicht daran denken! . . . Es heißt, man kann ihn frei bekommen . . .“

(Schluß folgt.)

Hinter den Erntenden schreitet der Sturm.

(Zur Ausstellung in der Sezession und im Kunstsalon Nacht.)

1. Die Schweden.

Man hat den Schweden, die am Kurfürstendamm zu sehen waren, vorgeworfen, daß sie zu europäisch seien und überdies zu französisch. Die Anklagen lassen sich nicht leugnen; sie tadeln aber nur das Selbstverständliche. In den Zeiten des Schnellverkehrs bedeuten nationale Grenzen für die Kunst noch weniger als jemals früher. Die Künste waren niemals lebhaft, stets freizügig. Aegypten beeinflusste Griechenland, Hellas spiegelte sich in Rom, wirkte aber auch gen Osten, weithin bis nach Turfan und China. Was wäre das deutsche Mittelalter ohne die Gewebe, die Keramiken und die Metallarbeiten, ohne das Ornament des Orients. Was wäre Dürer ohne Italien, was aber auch Italien ohne van Eyck. Was wäre es ohne den Weltverkehr von Venedig. Wenn also schon die Tage der Audergaleere und des Dänenkarrens die Künste der starren Rationalität entleiden, wie darf man dann heute verlangen, daß die Schweden nicht europäisch sein sollen. Und französisch müssen sie sein, weil alle gute Malerei der Gegenwart in Frankreichs Schatten gedeiht. — Nun sagt man aber auch: die Schweden seien gar so unpersönlich. Sie sind es, und abermals: sie müssen es sein; weil die Art, der sie gehören, der Impressionismus, aus einer Eroberung zu einem Niveau wurde. Wie einst die holländische Malerei der Terborch, Vermeer und Ostade Niveau war, landläufige Qualität, das, was man erwartete, und was man von einem tüchtigen Kerl verlangen konnte. Diese Tendenz zur gehobenen Qualität kennzeichnet stets die Zeiten der Ernte, da ein Komplex von Prinzipien, einst befehdet, sich durchsetzt. Das gilt vom Impressionismus; die Augen aller Sehenden sind auf ihn eingestellt. Was gestern noch unerhört, ist heute Gewöhnung. Man diskutiert nicht mehr das Wesen, nur noch die Intenstat. Solche Verallgemeinerung, solch Ansteigen des Niveaus bedräut naturgemäß die Persönlichkeit; die Individualitäten entfarben sich. Aus dem Sturm und Drang wird eine Klassik. Die Künstler weißagen und schwärmen nicht mehr von dem, was sie wollen; sie zeigen, was sie können und wessen sie Meister sind. Nach solchem gewollten und notwendigen Maßstab einer Meisterschaft des internationalen Niveaus in den Jahrzehnten des steigenden Impressionismus wollen die Schweden beurteilt sein.

Schon ihr verstorbener Führer Josephson war kein Einflüßler, keiner, der in die Wüste ging: er war mit allen Essenzen der reisenden Malerei gesalbt und ein guter Europäer. Wir können's in dieser Ausstellung nachprüfen. Vor den spanischen Schmieden denken wir an eine Diagonale von Murillo zu Velazquez, vor dem Falschspieler an Fantin Latour, ein andermal an Leibl und dann wieder an Meyerheim. Die Diagnose ist einseitig: kein Titan, der mit dem Hammer philosophiert, viel mehr, ein sehr kluger, viel kennender Pfleger und Pflegling der Kultur. Dennoch trug er den Dämon in sich, doch hielt er ihn gebändigt; erst, als die Nacht des Bahnsinns den Damm der internationalen Zivilisation zerbrach, rechte sich die Genialität, und es entstanden jene ungeheuerlichen Zeichnungen, die einem Irrsüßge in nie gewesene Welten scheinen. — Was man bei Josephson als Kultur empfindet, ärgert an Vergh, weil die Virtuosität sich zur Verwirrung steigerte. Dieser Maler kann einfach alles; er macht Böcklin und Thoma, einmal sieht er die zartesten Schleier der Luft und dann wieder harte Lokalfarben. Das wäre unheimlich, wenn eben nicht alles, die Analyse, wie die Phantastik, an der Oberfläche bliebe. Kommt man von solcher Vielheit zu Wilhelmson, so wandelt sich das ästhetische Museum zur gepflegten Natur. Wilhelmson war vielleicht der einzige auf dieser Ausstellung, der den Beschauer zwang, an Schweden zu denken; der diesen Zwang auch geübt hätte, wenn er nicht die Landschaft und die Bauern von dort oben malen würde. Das Temperament ist schwedisch: reinlich, kalt und farbig zugleich. Blant, sturmfest und milde sind seine Mädchen, blond, hart und voll inneren Lachens die Männer. Diesem Maler verwandt ist Kreuger. Der sieht die kristallene, harte, grausame Luft der Fjorde, in der die Objekte, die Kühe, die Pferde, sich zum Monumentalen steigern. Solchem künstlerischen Erleben des Tieres weiß Siljefors keine Form

zu finden. Er empfindet überhaupt nicht als Künstler, sondern als Jäger und Naturforscher. An die wilden Vögel, die er uns zeigt, ach, das sind nur Illustrationen, sind keine Adler, die aus Lüften stoßen, sind keine Wildenten, die sich im Schlamm verbeißten. Zur Kunst gehört die den Gegenstand überwindende Kraft des Symbols. So hat Ibsen das Mysterium der Wildente empfunden und in eines Mädchens Seele versenkt. So weiß auch Ugel Sjöberg der Seevögel Rasse und Leidenschaft einzufangen. Er zeigt die Kormorane als schwarze, gekrümmte Geipenster, die mit heiserem Schrei durch die Nächte schneiden; er zeigt die wilden Schwäne, die mit gerechten Hälsen zum gläsernen Meere fliegen.

2. Die Neue Sezession.

Hinter den Erntenden schreitet der Sturm. . . Da der Impressionismus zur Klassik reifte, mußte eine Revolution der Sinne das Siegesfest bedrängen. Die Kunst kann nicht feiern. Es war notwendig, daß von irgendwo, daß aus der Tiefe neue Instinkte brachen. Wenn der Impressionismus die Malerei des Zeitalters der Naturforschung war, so mußte der neuen Weltanschauung, der neuen irdischen Metaphysik, die sich aus den Einzelforschungen destillierte, es mußte der Weltanschauung des Rhythmus eine neue malerische Ausdrucksform geboren werden. Ist es verwunderlich, daß sie fürs erste mehr Instinkt, mehr rohes Hinstoßen, mehr brutales Wollen, als Können und Qualität ist? Die Leute vor der Neuen Sezession haben sich von diesem Instinkt zur heraufsteigenden Weltanschauung des kommenden Geschlechts ergreifen lassen. Sie wittern, worauf es dabei ankommt. Vielleicht wird nicht ein einziger von ihnen an das Ziel gelangen; vielleicht werden sie zerplatzen wie Seifenblasen. Was tut es; sie haben einmal gezeichnet in den Farben des Zukünftigen. Was ihnen fehlt, ist die Kraft zur Synthese; sie vermögen noch nicht das Künstlerische zur Kunst zu formen. Sie wissen, daß ein Bild eine Balance ist, ein Orchester von Stimmen; sie wissen, daß es eine Musik ohne Ton, ein Gewicht ohne Materie, eine Kraft ohne Stoff gibt. Aber sie können solche Wunder noch nicht glaubhaft gestalten. Doch das Eine können sie schon heute: sie zeigen die Probleme, an denen die nächste Generation zu arbeiten hat.

Vengens läßt auf einem kleinen Blatte Pferde sich hoch aufhämmen; sie stehen hart nebeneinander, drängen der Sentraden entgegen und schlagen mit den Vorderfüßen: das Problem des Parallelismus, gleichartige Massen, gleichbewegte Linien, reihen sich. Etwas Wehnliches erirret Vederath. Er zeigt eine Schönheit; die kleinen Tannen, zwerzig und spitz, stoßen repetierend aus dem Erdboden, sie laufen in Furchen, sie ziehen Linien. Ganz anders empfindet Cesar Klein; ihm wird die Kontur zum Ausdrucksmittel, er verdicht sie, als zöge er Bleitruhen in einem Glasfenster. Dadurch wird die Absicht zur Form greifbar. Daß aber die Form, die Form an sich, das Deshikant aus Natureindrücken, auch umgekehrt, durch eine, von der Kontur entlastete, in sich selbst und nicht von außen bewegte Fläche zum Leben erweckt werden kann, wollte Moriz Melzer beweisen: das Problem des rhythmisch fließenden Liedes. Das ist ein Blatt, es heißt „Schatten“; braun gegen braun, flüchtig, flüchtig, geipenstern schaukelnde Flächen, Abscheine von Menschlichem, an uns vorüber. Melzer ist auch eine farbige Begabung; er liebt die freidig gebrochenen, die kränkelnden, die verchwingenden Töne. Ein rotes Widellind liegt auf Gelb, um die Haube schlingt sich ein grünes Band; die Groteske solcher, im Schrei erstikten Farbenmischung ist aus der Rhythik der Dekabenz geboren. Man riecht Absynth; man fühlt zerfaserte Nerven schrill reißen. Bei Beckstein ist von solcher Lyrik des Pessimismus nichts zu spüren; er ist ein brutaler Jäger, einer, der die Dinge an sich reißt. Was wir hier sehen, sind nur Notizen; man weiß aber doch, was dieser Waldläufer will. Er sah ein Karussell sich drehen, die Pferde, die plumpen, hölzernen Puppen heizen auf ihn zu, an ihm vorbei. Bahnhöflich ist dies tote Leben; das reizt ihn, mit einigen wilden Strichen, mit zwei, drei eingeriebenen Farben hat er es arreziert. Diese erregte, zuschlagende Art Becksteins kennzeichnet das Temperament derer von der Neuen Sezession; aber nicht nur das Temperament, auch die Berechtigung des Daseins. Noch war es so, daß in den Zeiten der Ernte der Sturm aufsprang, den Reichtum zu schreden und die Aeder neu aufzubrechen.

Robert Dreuer.

Kleines Feuilleton.

Statistisches.

Eine Statistik der slawischen Völker. In dem kürzlich erschienenen neuen Werke des russischen Gelehrten Professor Florinskij aus Kiew, das sich mit der Verbreitung und dem „Eroberungszug“ der slawischen Rassen beschäftigt, finden sich wertvolle statistische Zusammenstellungen, die einen Ueberblick über die Entwicklung des Slawentums vermitteln. Der Versuch, die Zahl sämtlicher Slawen ziffernmäßig festzustellen, ist nicht neu; schon 1826 hat Saffarik in seinem Buche über die Geschichte und Literatur aller slawischen Völker die Frage einer Bevölkerungsstatistik wissenschaftlich behandelt, und er ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Zahl aller lebenden Slawen sich auf etwa 55 Millionen belaufe.

Doch wurde ihm bald nachgewiesen, daß seine Berechnungen ungenau seien.

Erneute Forschungen, die Saffarik auf Grund dieser Ausstellungen an seinem ersten Werke unternahm, ergaben eine Gesamtzahl aller Slawen von 78 Millionen, und dieses Resultat, das er im Jahre 1842 in seiner „slawischen Ethnographie“ veröffentlichte, fand keinen Widerspruch mehr. Erst fünfzig Jahre später, als sich die politischen Ansprüche der slawischen Völker steigerten, wurde die Frage ihrer Gesamtzahl erneut untersucht und Zananka schätzte in einer im Jahre 1891 erschienenen Schrift sämtliche lebenden Slawen auf 101 724 000. Zu gleicher Zeit erschien der von Schrader herausgegebene „slawische Atlas“, in dem die Zahl etwas niedriger, aber immerhin auf 97 Millionen angegeben war. Die „Tschedische Enzyklopädie“, die von dem Prager Prof. Niederle herausgegeben wurde, kommt zu der Gesamtzahl von 138 Millionen, und Florinskij in dem erwähnten Buche zu 148 Millionen. Von diesen 148 Millionen leben 103 Millionen in den verschiedenen Teilen Rußlands, 20 in Polen, 5 1/2 in Bulgarien und 9 in Serbo-Kroatien. Die Zahl der slawischen Tscheden beläuft sich auf etwas über 6 1/2 Millionen, der Slowaken auf 2 1/2 Millionen und schließlich der slawischen Kasuben auf 335 000. Auch mit der Geburtenziffer der Slawen beschäftigt sich Florinskij und berechnet einen jährlichen Zuwachs von 1,7 Proz., so daß sich die slawische Gesamtbevölkerung in einem Jahre um 2 1/2 Millionen vermehrt. Nach den Ausführungen Florinskij's wird die Zahl aller Slawen im Jahre 1915 etwa 186, und im Jahre 1920 rund 200 Millionen betragen.

Astronomisches.

Die neuen Sterne. In der Geschichte der Astronomie ist noch niemals eine Zeit so reich an Entdeckungen neuer Sterne gewesen wie der Herbst dieses Jahres. Seit dem Jahr 1890 waren im ganzen nur 13 solcher Erscheinungen beobachtet worden, und nur einmal zwei in demselben Jahre, nämlich 1895. Dagegen hat es auch in den letzten Jahrzehnten mehrere Jahre gegeben, in denen überhaupt kein neuer Stern zur Beobachtung gelangte, wozu auch das vorige Jahr gehörte. Der Begriff eines neuen Sternes beruht darin, daß ein Himmelskörper plötzlich an einer Stelle wahrgenommen wird, wo vorher überhaupt keiner zu sehen gewesen war. Demnach zählen zu den neuen Sternen nicht etwa die zahlreichen äußerst schwachen Lichtpunkten, die durch die Himmelsphotographie nachgewiesen werden können, denn um solche Entdeckungen zu Hunderten zu machen, braucht man nur einen noch nicht photographierten Teil des Himmels mit Fernrohr und photographischer Platte anzugreifen. Die Eigentümlichkeit der neuen Sterne wird in der Hauptache also dadurch bestimmt, daß diese Sterne ein nahezu plötzliches Aufleuchten erfahren haben müssen, das dann gewöhnlich bald durch ein Schwächerwerden des Glanzes abgelöst wird. Die berühmtesten unter den neuen Sternen sind der sogenannte Wallensteinstern in der Cassiopeia, der von Tycho Brahe sorgfältig studiert wurde, und dann die Nova Persei aus dem Sternbild des Perseus, die in dem Jahre 1901 von Anderson entdeckt wurde. Diese Nova (Neue) hat ihren großen Ruhm mit Recht daher erlangt und behalten, daß ihr Glanz zur Zeit ihrer Entdeckung mit dem des Sirius und des Jupiter wetteiferte, während sie seitdem zu einem Sternchen heruntergeunken ist, das nur noch mit Hilfe der schärfsten Fernrohre und der photographischen Platte gesehen werden kann. Ein solcher Fall ist seitdem nicht wieder eingetreten, obgleich seit Anfang Oktober nicht weniger als drei neue Sterne zur Beobachtung gekommen sind. Zwei von ihnen sind den unermüdbaren Arbeiten der Amerikanerin Fleming zu verdanken, die überhaupt in den letzten zwanzig Jahren die Mehrzahl der neuen Sterne gefunden hat, und zwar durch mühsame Musterung von Himmelsphotographien. Der erste dieser neuesten Sterne steht in dem Wilde des Vogenschützen, das in unseren Breiten nicht sichtbar ist. Er wäre wohl auch unentdeckt geblieben, wenn nicht die Sternwarte der Universität in Cambridge eine Tochteranstalt in den Anden von Südamerika gegründet hätte. Außerdem scheint noch ein volles Jahr zwischen dem Ausbruch dieses neuen Sternes und seiner ersten Wahrnehmung durch das menschliche Auge vergangen zu sein. Nach den letzten Nachrichten würde seine Helligkeit von etwa der achten bis auf die zehnte Größenklasse gesunken sein. In seinem Spektrum liegen sich helle Linien erkennen, die dem Element des Wasserstoffs zugehören und für solche in einer Katastrophe befindlichen Welten eigentümlich zu sein pflegen. Mit überraschender Schnelligkeit folgte auf diesen Fund die Entdeckung eines neuen Sternes im Sternbild des Altars, gleichfalls einem Bestandteil des sibyllischen Himmels. Die dritte und letzte Entdeckung, die an der Sternwarte der englischen Universität Cambridge gemacht wurde, ist noch etwas ungewiß. Auch dieser Himmelskörper, der im Sternbild des Schwanzes zu suchen ist, hat auf photographischen Platten seinen Einzug in die irdische Wissenschaft gehalten. Vorkäufig weiß man von ihm nur, daß er im August vorigen Jahres auf den photographischen Aufnahmen in etwa zehnter Größe enthalten ist, auf den Photographien des diesjährigen August dagegen fehlt. Nach einer anderen Rechnung übrigen wären in den vier Jahrhunderten bis zum Jahre 1900 im ganzen nur fünfzehn Himmelskörper entdeckt worden, die mit Sicherheit zu der Klasse der neuen Sterne zu rechnen sind.